



Zwischen Waschzuber und Wohltätigkeit

Tübinger Frauengeschichte(n)
im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Kleine Tübinger Schriften
Heft 14
Redaktion: Wilfried Setzler

Zwischen Waschzuber und Wohltätigkeit

Tübinger Frauengeschichte(n)
im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Edith Glaser
Susanne Stiefel

© 1991 Universitätsstadt Tübingen
Frauenbeauftragte und Kulturamt
ISBN 3-910090-00-1
Repros: Rudolf Künstele
Druck: Gulde Druck GmbH

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	9
1 Otilie Wildermuth – eine Marlitt der bürgerlichen Gesellschaft ..	11
2 Badende Mädchen und Männerphantasien	16
3 Frauenstudium – ein langer Kampf gegen professoralen Widerstand	19
4 Höhere Mädchenbildung – der Tübinger Sonderweg	22
5 Marie Kurz – radikale Republikanerin aus adeliger Familie	25
6 Isolde Kurz – emanzipierte Dichterin gegen geistige Enge	29
7 Rosina Klöblin – ein Frauenschicksal aus der Unterstadt	33
8 Unterstadtfrauen – alltäglicher Kampf gegen Armut und BürgerInnenhochmut	35
9 Mathilde Weber – frauenbewegt und sozial engagiert	38
10 Kinderheim in der Fronsbbergstraße – eine Heimat für uneheliche Kinder	42
11 Das erste Tübinger Frauenzentrum – ein Raum für uns alleine	46
Anmerkungen	49
Literatur	50
Bildnachweis	52

Vorwort

In der traditionellen Geschichtsschreibung wird das Leben und Handeln des »anderen Geschlechts« kaum überliefert. Frauen machen Geschichte und Frauen haben eine Geschichte – diese Tatsachen werden wohl kaum noch angezweifelt.

Die historische Frauenforschung hat aus den Forderungen der Frauenbewegung den »anderen Blick« entwickelt, eine andere Sichtweise auf Geschichte und Geschichtsschreibung. Ihr Ziel ist es, die scheinbar geschichtslose Vergangenheit zu enthüllen, indem bisher unbekannte Quellen und Dokumente ausfindig gemacht werden und gleichzeitig traditionelle Geschichtsschreibung mit anderen Beurteilungskriterien, Fragestellungen und einer feministischen Sichtweise neu bearbeitet wird.

Engagierte Historikerinnen und geschichtlich interessierte Frauen sind seit einigen Jahren verstärkt an der Arbeit, der Geschichte von Frauen einen angemessenen Stellenwert in der Geschichtsschreibung einzuräumen. Dies gilt auch für Tübingen.

Auch wenn in der letzten Zeit dank dieser Forschung eine beachtliche Anzahl von Arbeiten zu historischen Frauenleben vorgelegt wurde, sind wir weit davon entfernt, die Geschichte der Frauen Tübingens schreiben zu können. Frauen haben fast keine Lobby, ihre Arbeiten sind bisher kaum in Institutionen und Einrichtungen eingedrungen, sie selbst sitzen an zu wenig Schaltstellen, um entscheidende Eingriffe auf das Rad der Geschichte vorzunehmen.

Edith Glaser und Susanne Stiefel liefern mit dem vorliegenden Stadtrundgang einen Beitrag, das Leben und Wirken von Frauen aufzuzeigen und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Damit werden auch der Wunsch und die Hoffnung verbunden, daß viele andere Frauen ermutigt werden, an ihren Ideen, Projekten und historischen Funden weiterzuarbeiten. Nur über die Zusammenarbeit vieler kann das Dunkel der Tübinger Frauengeschichte gelichtet werden.

Edda Rosenfeld
Frauenbeauftragte

Denken Sie sich, ..., unser Friedrich Schiller wäre in seiner Feldscheer-Familie als kleine Friederike zur Welt gekommen. Was würde wohl Großes in der kleinen Mädchenschule zu Marbach aus dieser Friederike geworden sein? Ich kann es mir lebhaft vorstellen! Schillers Riekchen hätte in der Schule beim schläfrigen Lese- oder Rechen-Unterricht, anstatt aufzupassen, ihre Bücher mit Versen beschmiert, und ahnungslos würde der Lehrer die sappho'schen Kleckse mit Fingerklopfen gestraft haben.

Riekchen hätte man oft unter einem Lindenbaum gefunden – träumend. Riekchen hätte frühzeitig ihren guten Ruf verloren wegen verprudelter Handarbeiten und Ungeschicklichkeit beim Aalschlachten. Ihr wäre auch kein Mann zu theil geworden; denn der Verdacht zukünftiger Blaustrümpfigkeit hätte jeden soliden Marbacher abgeschreckt. Riekchen wäre frühzeitig gestorben – an einem Herzfehler.

Keine Nachwelt würde, o Riekchen, deinen Namen nennen; und dennoch, so gut Raphael (nach Lessing), auch ohne Hände geboren, der größte Maler aller Zeiten gewesen wäre, ebensogut wärst auch du die größte Dichterin Deutschlands gewesen, wenn auch ungedruckt.

Wie viel große Unbekannte weiblichen Geschlechts mögen in diesem, dem Lessing'schen Sinne, auf unserer Erde gewandelt haben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen! Mit verschlossenen Lippen steigen die meisten Frauen ins Grab.

Hedwig Dohm 1874

Einleitung

Bei Stadtführungen werden wir üblicherweise über Baugeschichte und kunsthistorische Besonderheiten informiert. In diesem Zusammenhang erfahren die interessierten Zuhörerinnen und Zuhörer einige biographische Daten der Künstler, Bauherren und Finanziers. Fast nie wird über jene Menschen berichtet, die beispielsweise die Steine und Holzbalken zum Bauplatz gebracht und damit die Ideen der Geldgeber und Architekten umgesetzt haben, geschweige denn über jene, die sich um das alltägliche Leben kümmerten, das Brot buken, die Wäsche wuschen, die Kinder erzogen usw. Den Schilderungen der Taten »großer« Männer folgen nicht einmal Berichte über die Werke »großer« Frauen. Der Eindruck entsteht, Frauen hätten keine Geschichte und keine nachhaltigen Erinnerungen geschaffen.

In den letzten Jahren haben, fernab von Fremdenverkehrsämtern und Stadtarchiven, Frauen angefangen, die Geschichte der weiblichen Vorfahren in ihren Städten aufzuspüren. Wie einst Miß Marple (»Miß Marples Schwestern« nennt sich ein bundesweiter Zusammenschluß von Frauen, die historische Stadtrundgänge zur Frauengeschichte erarbeitet haben.) suchten sie Zeugnisse über Frauen vergangener Zeiten in Bibliotheken und Archiven, lasen Quellen »gegen den Strich«, durchforsteten alte Zeitungen und Zeitschriften nach Notizen über Frauen, gruben längst vergessene Bücher aus und fanden Spuren von Frauengeschichte(n). Aber damit nicht genug. Diese Detektivinnen erzählten die wiederentdeckten Geschichten von Leben, Arbeiten, Lieben und Kämpfen anderer Frauen (und Männern) in Stadtrundgängen. Für Hamburg, Bonn, Göttingen, Berlin, Pforzheim und Freiburg liegen zwischenzeitlich Dokumentationen dieser Stadtrundgänge vor.

Wir haben für Tübingen diese Detektivarbeit aufgenommen, denn auch in dieser Stadt dokumentiert sich bisher Frauenleben nicht in erinnerungsträchtigen Symbolen. Nur Ottilie Wildermuth ist – dank der Initiative anderer Frauen – ein Denkmal errichtet worden. Zehn Straßen in der Tübinger Kernstadt tragen den Namen von Frauen, 127 sind nach Männern benannt. Schon allein daran läßt sich die gesellschaftliche Geringschätzung des weiblichen Geschlechts quer durch die Stadtgeschichte ablesen. Denn von dieser Handvoll Frauen, die meist mit ihren Vornamen auf den Straßenschildern verewigt wurden, verdanken sechs diese Ehre nur verwandtschaftlichen Beziehungen. Vier Frauen kamen durch ihre eigenen Leistungen zu dieser öffentlichen Würdigung: Luise Wetzels, Mathilde Webers, Ottilie Wildermuths und Isolde Kurzs.

Doch nicht nur das Wirken dieser »großen« Frauen muß in Erinnerung gerufen werden. Vom Staub der Geschichte überdeckt ist auch die Arbeit der »Alten Frauenbewegung« und die Alltagsgeschichte der Bewohnerinnen, insbesondere die der Unterstadtfrauen, deren Alltag nur wenig gemein mit dem Leben der Bürgerinnen hatte. In jungen Jahren waren sie Freiwild für erfahrungshungrige Studenten, für die sie aber als Ehefrauen nicht in Frage kamen. Als verheiratete Frauen mußten sie das kärgliche Familieneinkommen mit Nähen und Waschen für die »besseren« Familien und die »Herren der Stadt« – die Studenten – aufbessern. Dabei gab es schon mal heftige, öffentlich ausgetragene Fehden, etwa wenn sich die bürgerlichen Damen beschwerten, daß ihre eigene Wäsche mit der Schmutzwäsche der Wäscherin vermengt werde.

Mathilde Weber, Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, versuchte durch vielfältige Einrichtungen die soziale Not zu mildern, verfolgte dabei aber gleichzeitig das Ziel, »psychisch veredlenden Eindruck« zu machen. Auch die Gründung des Säuglingsheimes am Frondsberg 1913 beruhte auf der ehrenamtlichen Wohlfahrtsarbeit bürgerlicher Frauen. Eveline Gräfin zu Castell-Rüdenhausen, bestürzt über die soziale Notlage unehelicher Mütter und deren Kinder, gründete mit Gräfin Olga von Üxküll dieses Heim. Die Anregung für unseren Stadtrundgang verdanken wir Gudrun König, die anlässlich einer Tagung der Volkskundlerinnen 1986 erstmals Interessierte durch die Tübinger »Stadt der Frauen« führte. Wir konnten bei der Ausarbeitung des Rundganges bereits auf (wissenschaftliche) Arbeiten anderer Frauen aufbauen und fügten eigene Recherchen hinzu. Dabei beschränkten wir uns auf das 19. und den Anfang des 20. Jahrhunderts.

Einige Stadtführungen haben wir bisher sowohl in Zusammenarbeit mit autonomen Frauengruppen als auch mit der Volkshochschule Tübingen e.V. veranstaltet. Von den TeilnehmerInnen wurde vielfach der Wunsch geäußert, die Informationen über Frauenleben in früheren Zeiten nachlesen zu wollen. Dies haben wir nun in Zusammenarbeit mit der städtischen Frauenbeauftragten Edda Rosenfeld realisiert.

Die von uns dokumentierten elf Stationen sind nur ein kleiner Ausschnitt von Frauengeschichte in Tübingen. Wir hoffen, daß diese Broschüre viele LeserInnen zu unterhaltsamen Spaziergängen mit Müttern und Vätern, Großmüttern und Großvätern, Freundinnen und Freunden anregt und andere motiviert, sich mit anderen Epochen und anderen Gruppen von Frauen in dieser Stadt zu beschäftigen – und daß diese Broschüre ein Baustein für eine Reihe »Frauen-Stadtgeschichte« wird.

Tübingen, im Herbst 1990

Edith Glaser und Susanne Stiefel



Tafel am Wildermuth-Denkmal

1 Otilie Wildermuth – eine Marlitt der bürgerlichen Gesellschaft

»Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emancipierte und kein Blaustrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Ehestand noch hie und da eine wehmütige Sehnsucht nach den idyllischen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann ist der respectierte Herr des Hauses und ihre Kinder ihres Herzens Stolz und Freude«¹. So führte 1854 Otilie Wildermuth die »Hausfrau der neuen Zeit« ein; es ist eine Beschreibung, die auch für Otilie Wildermuths eigenes Leben zutreffend ist.

Geboren wurde Otilie Rooschüz am 22. Februar 1817 in Rottenburg, aufgewachsen ist sie in Marbach am Neckar. Bis zur Konfirmation besuchte sie die Volksschule. Nach zwei Jahren Privatunterricht schickten sie die Eltern 1833 für ein halbes Jahr nach Stuttgart. Dort lernte sie in verschiedenen privaten Instituten kochen, nähen und tanzen. Die nächsten zehn Jahre ging sie dann ihrer Mutter bei der Haushaltsführung zur Hand, bis sie 1843 den Tübinger

Gymnasiallehrer Johann David Wildermuth heiratete. Das junge Paar wohnte in den ersten Jahren in der Gartenstraße. Über diese Zeit schrieb Otilie Wildermuth in einem Brief an eine Freundin: »Es ist eben nichts Schweres, ein paar liebevolle Worte, ein freundliches Gesicht, eine Liebkosung für den Mann zu haben; aber die beständige stille Aufmerksamkeit und unermüdete Sorge für seine kleinen Bedürfnisse und Eigenheiten, für die man nicht einmal einen Dank erwarten kann als des Mannes unbewußtes Wohlbehagen, das wäre wohl das eigentliche Reich der Frauen, und ich muß mit Beschämung sagen, daß ich darin weit noch nicht soviel tue, als ich weiß, daß ich tun soll. Doch darf man ja im kleinen wie im größten sagen: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte – aber ich jage nach dem vorgesteckten Ziel.«² Otilie Wildermuth tat viel für das Wohlergehen ihrer Familie. Das Gehalt eines Lehrers in dieser Zeit war äußerst knapp bemessen. Otilie Wildermuth lernte Englisch und gab – wie ihr Mann – Privatstunden, um das Familieneinkommen aufzubessern, obwohl »Kenntnis des Englischen bei einer Dame als Abzeichen eines Blaustrumpfes«³ galt.

Zur Schriftstellerei kam die Lehrersfrau nicht aus einem inneren Drang, sie war vielmehr – wie sie in ihren Erinnerungen schreibt – der scherzhaften Aufforderung ihres Mannes gefolgt. Ihre erste Erzählung »Eine alte Jungfer«, die sie bei Cottas Morgenblatt einreichte, wurde sofort gedruckt und die Schriftleitung erbat weitere Geschichten.

In den dreißig Jahren ihres schriftstellerischen Wirkens veröffentlichte Otilie Wildermuth über 100 Erzählungen und zahlreiche Kindergeschichten. In den Anfangsjahren schrieb sie Selbsterlebtes sowie ihr erzählte Geschichten nieder. Es sind Beschreibungen von Alltäglichkeiten, von ihren Vorfahren und vom Leben in schwäbischen Pfarrhäusern. Es folgten erfundene Geschichten, in denen sie jeweils einen Gedanken in eine lebende Gestalt einkleidete. Die Schriftstellerin wollte mit diesen Veröffentlichungen auf ihre Geschlechtsgenossinnen pädagogisch einwirken, ihnen zeigen, »daß Herzensglück und Seelenzufriedenheit auch der höchsten Ungunst äußerer Lebensverhältnisse abgerungen werden können«⁴; denn die Hauptaufgabe der Frau sei es, Zufriedenheit zu schaffen. Diese Erzählungen handeln davon, wie Frauen ihre Stellung als Gattin, Mutter und Stiefmutter zufriedenstellend ausfüllen können. In ihren Spätwerken tritt an die Stelle der behaglichen Zustandsschilderung die Erzählung, in der sie sich in zunehmendem Maße mit den Nöten und Sorgen, mit den Freuden und Leiden der alleinstehenden Frauen befaßte. Die Probleme, die die Frauenfrage auslösten, klingen an, aber sie ging nicht so weit wie beispielsweise ihre sächsische Zeitgenossin Luise Otto-Peters, das Recht auf Arbeit für die bürgerlichen Frauen zu fordern.



Wildermuth-Denkmal in der Platanenallee



Kopfbild am Wildermuth-Denkmal

Trotz lebhafter Beifallsäußerungen der Leser und Leserinnen hatte Otilie Wildermuth in den Anfangsjahren ihrer schriftstellerischen Tätigkeit Zweifel, »ob ein Weib soll Bücher schreiben?« Ihrer Meinung nach – die sie in einem Brief an einen Freund zum Ausdruck brachte – »soll's [sie] lieber bleiben lassen! Ich glaube nicht, daß mir das Publikum die inneren Kämpfe und Drangsale verdankt, unter denen die Geschichten entstanden, mit welchen ich es vorübergehend unterhalte.«⁵ Auch die Befürchtung, die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen – sie hatte fünf Kinder geboren, von denen zwei früh starben, und führte ein gastfreundliches Haus – machten sie zaghaft. Aber das Zureden des Ehemannes und der Freunde, aber auch die Perspektive, mit ihren Veröffentlichungen das knappe Familieneinkommen aufzubessern, motivierten sie zum Weiterschreiben.

Otilie Wildermuth war eine Vielschreiberin, eine Marlitt der bürgerlichen Gesellschaft. Ihre Erzählungen fanden große Resonanz im Bürgertum. Die Geschichten aus den Pfarrhäusern, die Kinder-, Jugend- und Frauenliteratur füllten die Bücherschränke bürgerlicher Haushalte. 1871 ehrte die württem-



Wildermuth-Denkmal in der Platanenallee um 1900

bergische Regierung ihr Wirken mit der »Großen Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft«.

Acht Jahre nach ihrem Tod begannen die Vorbereitungen Tübinger Frauen, »zum Andenken der in der deutschen Frauenwelt so verehrten und beliebten Schriftstellerin ... am Ort ihres Wirkens und Schaffens«⁶ ein Denkmal zu setzen. Gegen dieses Vorhaben regte sich Widerspruch. Es wurde gemahnt, mehr Bescheidenheit walten zu lassen und entweder eine soziale Einrichtung, die ihren Namen tragen sollte, zu schaffen oder einen Platz nach ihr zu benennen. Aber die Initiatorinnen ließen sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen und sammelten im In- und Ausland Geld für das geplante Denkmal. Auch der Standort war umstritten. Eine abgelegene Stelle im Seufzerwäldchen, am westlichen Ende der Platanenallee, wurde schließlich gewählt. Am 10. August 1887, zehn Jahre nach ihrem Tod (12. Juli 1877), wurde der Erinnerungsstein, von einem Festprogramm umrahmt, enthüllt. Dieses über hundertjährige Denkmal ist bis heute das einzige in Tübingen, das zur Erinnerung an eine Frau errichtet wurde.



Badehäuschen am Hölderlinturm um 1900

2 Badende Mädchen und Männerphantasien

*»Da ein schicklicher Badeplatz im offenen Neckar für Erwachsene weiblichen Geschlechts ... nicht ermittelt werden kann, so müssen sich diese auf die Badehäuser, deren mehrere vorhanden sind, und welche gegen Entschädigung benutzt werden können, beschränken.«*⁷ So bestimmten die Tübinger Stadt-
väter 1851 im Amts- und Intelligenzblatt die Badeörtlichkeiten von Frauen und artikulierten damit die Moral des 19. Jahrhunderts: Frauen durften nur versteckt und keinesfalls im offenen Neckar baden gehen.

Am Neckarufer neben dem Hölderlinturm stand eines dieser Frauenbadehäuschen. Hier hatte der Schuhmacher Friedrich Eberhardt 1873 seine Bretterhütten auf Stelzen in den Neckar gebaut. Damit wirklich niemand auch nur den Badekleidzipfel einer Frau erblicken konnte, wurde die Lücke zwischen der Unterkante der Häuschen und den Wasserfluten durch angenagelte Leinwandstreifen überbrückt. Auf Leitern stiegen die Frauen in diese einen Quadratmetergroßen Flußbadewannen, die wahrlich keinen Platz zum Schwimmen boten.

Auch in der erzwungenen schamhaften »Geborgenheit« der Bretterverschläge hüpfen die Badenden keineswegs nackt in das Neckarnaß. Sie trugen nacht-



Neckarfront mit Hölderlinturm heute

hemdartige lange Kleider, dazu schwarze Baumwollstrümpfe oder aber lange Hosen mit Volants, die mit weiten Blusen kombiniert wurden.

Im vergangenen Jahrhundert wurden mehrere solcher »Moralbäder« am Ufer der Tübinger Flüsse errichtet. Das erste war wohl die Badeanstalt zum Neckarbad, errichtet im März 1826 von Wilhelm und Gottfried Forstbauer. Von 1851 an bot der Werkmeister Louis Haller in der Gartenstraße 8 seine Badedienste an. Und auch im Lohmüllerschen Häuschen an der Steinlach (beim heutigen Offizierskasino) erlaubte man den Frauen, unbeobachtet und in Übereinstimmung mit den sittlichen Gepflogenheiten des 19. Jahrhunderts ins Wasser zu gehen.

Dies empörte die Tübinger Schriftstellerin Isolde Kurz gehörig. Während die Frauen in ihren Flußbadewannen allenfalls plantschen konnten, hatten die Männer seit 1851 ein richtiges Schwimmbad, das am Mühlbach in der Nähe des heutigen Wildermuth-Gymnasiums lag. In der 65 auf 33 Meter großen »Badschüssel« (so genannt wegen ihrer ovalen Form) war Platz genug zum Schwimmen. Aber eben nicht für Frauen. 1876 stellte die 23jährige Isolde Kurz beim universitären Senat den Antrag, das Universitätsbad wenigstens zu bestimmten Zeiten für das andere Geschlecht zu öffnen. Ganz Tübingen verurteilte dieses Begehren als unmoralisch, ja umstürzlerisch. Die Universi-



Neckarfront mit Badehäuschen 1903

tät als Betreiberin der Akademischen Bade- und Schwimmanstalt, wie die »Badschüssel« offiziell hieß, lehnte den Antrag ab und hielt ihre Schwimmpforten auch weiterhin für Frauen geschlossen. Isolde Kurz beschreibt in ihren Jugenderinnerungen die Stimmung, die ihr als der »Anstifterin des unsittlichen Vorschlags« entgegenschlug: »Wie, man wollte die Phantasie der männlichen Jugend beim Baden durch die Vorstellung vergiften, daß in diesem selben Wasserbecken sich kurz zuvor junge Mädchenleiber getummelt hatten?«

So blieben die Frauen also auch weiterhin in ihre Badekäfige eingeschlossen, und es gab großen Stunk, wenn einmal eine Badenixe aus der Enge dieser brettervernagelten Badewannen ausbrach und in den offenen Neckar hinausschwamm. Mehr als Stunk soll einer Professorentochter ihr schwimmerischer Nonkonformismus eingebracht haben. Nachdem sie im offenen Neckar kraulend entdeckt worden war, soll sie, so erzählen sich die Tübinger, für verrückt erklärt und in ein Nervensanatorium eingeliefert worden sein.

Erst im 20. Jahrhundert konnte das weibliche Geschlecht den Tübinger Moralaposteln ein eigenes Bad abtrotzen. 1908 wurde in Höhe des heutigen Freibads am rechten Neckarufer eine Flußbadeanstalt für Frauen auf Pontons in den Neckar gebaut.



»Frauenblock« beim Festzug zur 450-Jahr-Feier der Universität 1927

3 Frauenstudium – ein langer Kampf gegen professoralen Widerstand

»Ich wäre übrigens der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel, einem Doktor die Hand zu bieten, jedenfalls viel leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen.«⁹ Diese Auffassung vertrat 1888 der Kanzler der Universität Tübingen angesichts der Promotionsabsicht von Maria Gräfin von Linden. Als 1927 die Universität Tübingen ihre 450jährige Geschichte feierte, nahm am Festzug auch eine kleine Abordnung der Studentinnen teil; an die junge Geschichte des Frauenstudiums wurde kein Gedanke verschwendet.

Erst im Sommersemester 1904 öffnete der »almus pater« seine Pforten den Frauen. Gertrud Stockmayer, Anna Stettenheimer und Martha Vollmöller hatten sich im Stuttgarter Mädchengymnasium auf die Reifeprüfung vorbereitet und im Frühjahr 1904 das Abitur bestanden. Damit hatten sie die gleichen formalen Voraussetzungen für die Zulassung wie die Knaben. Aber die Tübinger Professoren sperrten sich weiterhin gegen ihre Zulassung als

ordentliche Studierende. Es bedurfte des Drucks Stuttgarter Frauenvereine und einer königlichen Verfügung (18. Mai 1904), um den professoralen Widerstand zu brechen. Das Königreich Württemberg war nach Baden (1900) und Bayern (1903) der dritte Einzelstaat im deutschen Kaiserreich, der Frauen zum Studium zuließ.

Schon früher, seit dem WS 1897/98, besuchten Frauen – es waren vor allem Lehrerinnen der höheren Mädchenschule sowie Töchter und Ehefrauen der Professoren – Vorlesungen an der Universität. Aber sie waren keine Studentinnen, sondern Hörerinnen. Um diesen Status zu erwerben, mußten sie – im Gegensatz zu den Hörern – erhebliche Schwierigkeiten überwinden. Als erstes mußte bei der Universitätsverwaltung die Zulassung zum Hören von Vorlesungen beantragt, anschließend bei den einzelnen Professoren, deren Vorlesungen die Frauen zu hören gedachten, die Erlaubnis zum Besuch ihrer Veranstaltungen eingeholt werden. Erst wenn diese vorlag, stellte die Universitätsverwaltung die Zulassung für die gewählten Veranstaltungen aus.

1873 befaßte sich der Senat der Universität erstmalig mit der Zulassung von Frauen zum Studium. Damals fragten einige in Zürich studierende Russinnen, die eidgenössische Hochschule ließ bereits seit 1865 Frauen zum Studium zu, um die Zulassung zum Medizinstudium und zum Doktorexamen nach. Denn Zar Alexander II. hatte alle in Zürich studierende Russinnen, die mehrheitlich den Nihilisten nahestanden, aufgefordert, bis zum 1. Januar 1874 die Stadt zu verlassen, und gleichzeitig verfügt, alle nach diesem Zeitpunkt abgelegten Examen in Rußland nicht mehr anzuerkennen. Aber die Tübinger Professoren lehnten entschieden ab, denn – so ihre Begründung – Frauen seien von ihrer psychischen und physischen Organisation her zur Ausübung des Arztberufes nicht geeignet, die Hochschule würde durch die Anwesenheit von Frauen Schaden leiden und der Unterricht werde gestört; auch sei das moralische Verhalten der Russinnen zweifelhaft und deren Vorbildung ungenügend.

Bis 1892 weigerte sich die Universität standhaft, Frauen zuzulassen. Zum WS 1892/93 wurde eine Ausnahme gemacht: Maria von Linden (1869 – 1936) durfte – dank des Einflusses ihres Onkels, Staatsminister Joseph Freiherr von Linden – ihre bereits vorher in Fachkreisen anerkannten physiologischen und zoologischen Studien als außerordentliche Studentin an der Naturwissenschaftlichen Fakultät fortführen. Diese schloß sie im Sommer 1895 mit der Promotion ab. 1908 wurde sie übrigens an der Universität Bonn als erste Frau in Deutschland in außerordentlicher Weise zur Professorin ohne Lehrbefugnis ernannt.

Eine weitere Professorin ist unter den ersten Studentinnen Tübingens zu finden. Die Baltin Margarete von Wrangell studierte zwischen 1904 und 1909

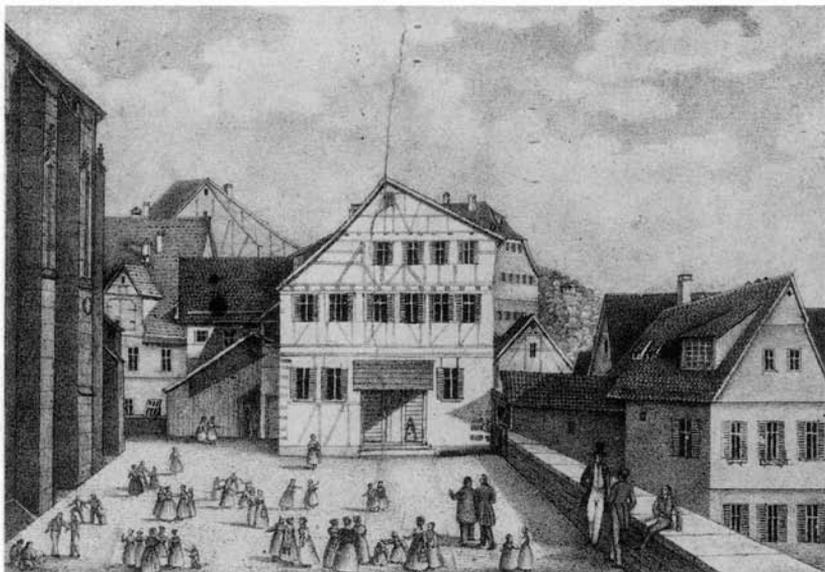


Großer Senatssaal mit Professoren-Galerie

hier ebenfalls Naturwissenschaften. 1923 wurde sie als erste Lehrstuhlinhaberin Deutschlands an die Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim berufen. Aber erst 1944 wurde die Anglistin Hildegard Gauger als erste Frau in Tübingen habilitiert, 24 Jahre nach der Zulassung von Frauen zur Habilitation in Deutschland.

In den ersten 30 Jahren des Frauenstudiums wuchs die Zahl der Studentinnen von drei auf über fünfhundert an. In den Kliniken gab es einige Assistenzärztinnen, unter den Lehrenden anderer Fakultäten eine Lektorin sowie drei wissenschaftliche Angestellte (am Romanistischen, Anglistischen und Kunsthistorischen Seminar).

In den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft wurde das Frauenstudium nachhaltig eingeschränkt. Das Reichsinnenministerium verfügte eine Quote für Hochschulberechtigte, wonach nur noch 10 Prozent Frauen sein durften. Auch das Reichsstudentenwerk unterstützte durch die Begrenzung der Stipendien für Studentinnen die Einschränkungen des Frauenstudiums; es wurden nur noch diejenigen Frauen gefördert, die auf »besonders ›fräuliche‹ Berufe (Lehrerinnen und Ärztinnen)«¹⁰ hin studierten.



Mädchenschule bei der Stiftskirche. Lithographie um 1840

4 Höhere Mädchenbildung – der Tübinger Sonderweg

»Die Lage ist denkbar ungünstig: in einer engen (allerdings nicht verkehrsreichen) Straße, eingekeilt zwischen die Nachbarhäuser, ohne jeden Vorplatz«¹¹. So kritisierte der königliche Oberamtsarzt in einem Bericht an das Oberbürgermeisteramt im November 1913 den Standort der höheren Mädchenschule in der Münzgasse 20. Auch das Innere dieses Gebäudes, die wackeligen Geländer, die ausgetretenen Stufen im Treppenhaus, die schlechte Beleuchtung, die Klassenzimmer, die »z.T. in einem Zustand [sind], der mit der Ordnung und Reinlichkeit, an welche Kinder aus guten Familien gewöhnt sind, oder zu denen sie erzogen werden sollen, nicht vereinbar ist«¹², erregte das Mißfallen der ärztlichen Schulaufsicht. Nicht nur durch die schlechte Inneneinrichtung und den ungünstigen Standort unterschied sich die seit 1847 im ehemaligen Fakultätshaus untergebrachte höhere Mädchenschule von den neuen stattlichen Gebäuden der höheren Knabenschulen (Uhland- und Kepler-Gymnasium) in der Uhlandstraße, sondern auch hinsichtlich der Bildungsziele und der schulischen Tradition.



Münzgasse 20, einst höhere Mädchenschule und Töchterinstitut, heute Melanchtonschule

Bereits seit dem 16. Jahrhundert gab es in Tübingen eine Schule für Mädchen. Unterrichtet wurden die Schülerinnen in Lesen, Rechnen und Schreiben bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließlich von Frauen, den sogenannten Schuljungfern oder Schulfrauen. 1751 stellte die Stadt dann erstmals einen Mädchenschulmeister an. Der Amtswechsel – so wird in den Annalen berichtet – vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Eine der Schuljungfern starb gerade in dieser Zeit. Die zweite wurde vom neuen Schulmeister geheiratet und die dritte mußte sich mit einem Ruhegehalt zufrieden geben, von dem die Hälfte der neue Lehrer zu zahlen hatte.

1829 wurde die Mädchenschule neu organisiert: Die Mädchen der »höheren und wohlhabenden Stände«¹³ faßte man in den sogenannten A-Kursen zusammen. Ihr Unterricht sollte über den der B-Kurse hinausgehen: Die Schüle-

rinnen lernten Französisch, und die Schulzeit wurde um ein Jahr verlängert. Außerdem bezahlten die Eltern ein höheres Schulgeld für ihre Töchter. Zusätzlich war im Gebäude Münzgasse 20 zwischen 1860 und 1896 ein Töchterinstitut untergebracht, in dem sich Mädchen nach der Konfirmation, denn danach endete die Schulpflicht, weiterbilden konnten.

Nach dieser organisatorischen Differenzierung trennte man 1882 die A- und B-Kurse auch räumlich. Die B-Kurse zogen in das Gebäude der heutigen Silcherschule in der Hinteren Grabenstraße ein. Die A-Kurse blieben in der Münzgasse 20. Aber die Volksschullehrer und -lehrerinnen unterrichteten weiterhin sowohl die A- und B-Kurse.

Mit dieser eigenartigen Ausgestaltung der Mädchenbildung war Tübingen eine Ausnahme im Königreich Württemberg. Andere Städte hatten bereits von der Volksschule organisatorisch deutlich abgegrenzte eigenständige höhere Mädchenschulen gegründet (z.B. 1818 Königin-Katharina-Stift in Stuttgart, 1819 Ulm und Korntal).

Seit 1877 (damals wurde ein »Gesetz betreffend der öffentlichen höheren Mädchenschulen« für Württemberg erlassen) war es in anderen württembergischen Städten zur Gründung von öffentlichen, d.h. von Gemeinde und Staat finanzierten und unter staatlicher Schulaufsicht stehenden Schulen gekommen. In Tübingen entschloß sich die Stadtverwaltung erst 1896 zu solch einer Gründung. Für die 230 Mädchen, die damals die Schule besuchten, hätte mit der Einrichtung einer höheren Mädchenschule »die Stunde des Fortschritts«¹⁴ geschlagen. Die Mädchenschule wurde zehnklassig und orientierte sich am Lehrplan des württembergischen Kultministeriums.

Aber für studierwillige Mädchen gab es bis 1909 in Tübingen keine Möglichkeit, das Abitur abzulegen. 1909 erlaubte das königlich-württembergische Ministerium des Kirchen- und Schulwesens Mädchen, nach Abschluß der höheren Mädchenschule in die Knabenoberrealschule überzutreten. Wer in den Jahren zuvor die Hochschulreife erwerben wollte, konnte sich entweder durch privaten Unterricht auf die Abiturprüfungen vorbereiten oder in Stuttgart das private Mädchengymnasium besuchen.

Erst 1927 verbesserte sich die höhere Mädchenbildung in Tübingen merklich. Am Ende der Umlandstraße wurde ein neues Schulgebäude für die Mädchenrealschule errichtet, die nun den Namen der Tübinger Dichterin Ottilie Wildermuth führte. Mit dem Umzug in die Derendinger Allee wurden auch die Bildungsmöglichkeiten für Tübinger Mädchen verbessert. Nach jahrelangem Protest der Eltern wurde die Mädchenrealschule zu einer Mädchenoberrealschule ausgebaut. Nun gab es endlich auch in Tübingen eine zum Abitur führende Schule für Mädchen.

5 Marie Kurz – radikale Republikanerin aus adeliger Familie

Die »violette Republik« nannten die Freunde das Paar, weil sich die ultraradikale Gesinnung der Gattin mit der gemäßigten blauen des Mannes verbinde. Es ist bezeichnend, daß von Marie Kurz nur in Zusammenhang mit ihrer Familie gesprochen wird. Für die Nachgeborenen war sie in erster Linie Ehefrau des Dichters Hermann und Mutter der Dichterin Isolde, wie Theodor Heuss zu ihrem 25. Todestag tadelnd bemerkte. Doch wird diese Einordnung der »zarten Aristokratin mit dem revolutionären Herzen«¹⁵ (Fischer) keineswegs gerecht. Diese Frau, deren Eintreten für revolutionäre Ideale in der Öffentlichkeit kaum bekannt ist, zu deren Leben und Wirken wir nur am Rande in Biographien über ihren Mann und ihre Tochter erfahren, wurde am 6. August 1826 in Ulm a.d. Donau geboren. Marie Kurz war die Tochter des Freiherrn August Anton von Brunnow und dessen Ehefrau Friederike Wilhelmine, geborene von Oetinger. Geprägt von den Ideen Rousseaus und der Französischen Revolution brach sie während der deutschen Märzrevolution 1848 – erst 22jährig – mit ihrer Klasse, um als Bürgerin Brunnow der »Sache des Volkes« zu dienen. Aus dieser Zeit stammt auch eine Geschichte, die Theodor Heuss als »entzückende Lokalarabeske des Jahres 1848« bezeichnete: Die Eßlinger Radikalen sangen der 22jährigen Tochter des Obersten von Brunnow ein Ständchen, die junge Marie Kurz bedankte sich mit einer Ansprache an die Versammlung, während der Vater gerührt und stolz im Hintergrund ihrer Rede lauschte. Für sie gab es keine Standesunterschiede. Sie besuchte Volksversammlungen, verteilte Manifeste und gewährte Flüchtlingen Unterschlupf und finanzielle Unterstützung.

Eines der wenigen Dokumente, die ihr öffentliches Eintreten für die Revolution von 1848 belegen, ist ein Gedicht, welches die »Eßlinger Schnellpost« im gleichen Jahr abdruckte. Es stammte aus der Feder Marie von Brunnows, die es auch selbst vortrug. Anlaß war eine Feier der freichristlichen Gemeinde Eßlingens zur Verabschiedung der Grundrechte durch die Frankfurter Nationalversammlung. Es beginnt mit den Worten:

»Die Zeit der Kämpfe ist herangebrochen,
es rinnt der neue Geist zum neuen Licht,
schon manche Fessel hat er kühn zerbrochen,
den Kranz der Freiheit er der Erde flicht.«¹⁶



Marie Kurz (1826 – 1911)

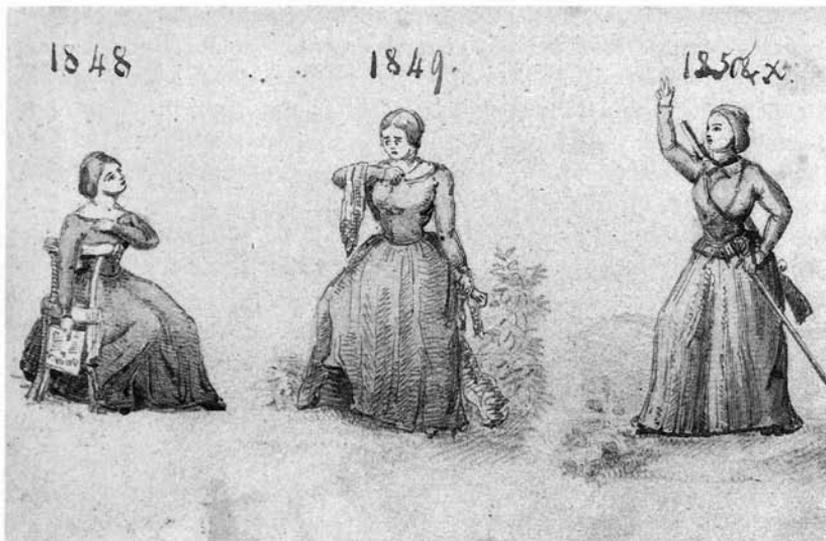
Wegen eines anderen, von der Obrigkeit als regierungsfeindlich geahndeten Gedichts stand sie 1853, bereits hochschwanger mit Isolde, vor einem Stuttgarter Schöffengericht. Es war an den in Spandau einsitzenden Gottfried Klenkel gerichtet und sollte in einer Dresdner Zeitung erscheinen. Trotz ihres Bekennermuts vor Gericht wurde Marie Kurz freigesprochen. Als der Vater 1850 starb, verwandte Marie das spärliche Erbe für ihre politischen Zwecke und unterstützte Flüchtlinge.

Aus der Revolutionszeit stammt auch das »Rothe Album«, das Ludwig Bamberger der »Bürgerin Brunnow« 1849 überreichte und das diese ihr Leben lang wie einen Schatz hütete. Anna Blos schreibt in ihrer Biographie zu Marie Kurz alle Einträge in diesem revolutionären Poesiealbum einer Person zu: Adolf Bacmeister, ein begabter Philologe, habe versucht, mit verstellter Handschrift und verschiedenen Stilen den Anschein zu erwecken, als ob die Widmungen von verschiedenen Personen unterschiedlicher Bildung verfaßt worden seien. Wie dem auch sei, die Verse gegen Reaktion, Gottesgnadentum und Kirche, die der Bürgerin Brunnow so sehr am Herzen lagen, sind äußerst scharfe Polemiken. Die folgenden Zeilen sind ein Beispiel dafür:

»Die Welt wird nicht befreit von Harm,
wird immer mehr bedrängt,
bis an dem letzten Pfaffendarm
der letzte König hängt.«¹⁷

Ihr ganzes Leben lang blieb Marie Kurz den Idealen der Französischen Revolution treu, wenngleich nach der Heirat mit Hermann Kurz im Jahre 1851 auch die Sorge um den schwermütigen Ehemann und die bald fünfköpfige Kinderschar breiten Raum in ihrem Leben einnahm. Sie nannte ihren jüngsten Sohn nach dem italienischen Freiheitskämpfer Garibaldi, sorgte für eine umfassende humanistische Bildung ihrer Tochter Isolde, stand in Kontakt zu dem Dichter Ludwig Pfau und versammelte in ihrem Haus immer wieder freiheitlich gesinnte Menschen zum Gedankenaustausch und zu Diskussionskreisen. In den 1870er Jahren wurden in solch einem Kreis im Kurzschen Haus wöchentlich Marx, Lassalle und Bebel diskutiert. Ihr Sohn Edgar war einer der ersten Tübinger Sozialdemokraten.

Sie war auch die Dichtersgattin und stolz darauf, dem Verfasser von »Sonnenwirth und Schillers Wanderjahre« angetraut zu sein. Aber sie ging gleichzeitig eigene Wege und blieb ihren radikalen politischen Ansichten auch dann noch treu, als der einstige Redakteur beim Stuttgarter »Beobachter«, Hermann Kurz, schon lange resigniert und sich politisch zurückgezogen hatte. Kurz nach ihrer Tochter verließ sie Tübingen und lebte bei ihren Kindern in Florenz. Nach einem bewegten Leben starb Marie Kurz am 26. Juni 1911 in München.



Karikaturen und Zeichnungen aus dem »Rothen-Album« der Marie Kurz, gezeichnet und geschrieben von Adolf Bacmeister 1848/49.



Isolde Kurz (1853 – 1944)

6 Isolde Kurz – emanzipierte Dichterin gegen geistige Enge

»Ich wollte mich selbst erfüllen bis zur letzten Möglichkeit, sei es durch Freude, sei es durch Leid«¹⁸. So definierte Isolde Kurz ihr ehrgeiziges und für eine Frau im 19. Jahrhundert ungewöhnliches Lebensziel. Bewußt entschied sich die unkonventionelle Frau für eine unbequeme schriftstellerische Karriere und gegen ein bürgerlich-geruhames Leben als verheiratete und damit versorgte Ehefrau. Ein Entschluß, der auch aus heutiger Sicht von erstaunlichem Mut und persönlicher Standfestigkeit zeugt.

Direkt am Marktplatz, im heutigen Café Pfuderer, verbrachte die schwäbische Schriftstellerin Isolde Kurz einen Teil ihrer Jugend. An dem Haus in der Kronenstraße 11 erinnert sogar eine Gedenktafel an sie und ihren Vater Hermann Kurz. Auch der kleinen Isoldenstraße im Tübinger Stadtteil Derendingen gab die Schriftstellerin ihren Namen.

Isolde Kurz wurde am 21. Dezember 1853 in Stuttgart geboren, wo ihr Vater als Redakteur beim »Beobachter«, der Zeitung der Volkspartei, arbeitete. Über



Gedenktafel für Hermann und Isolde Kurz am Tübinger Marktplatz

Obereßlingen und Kirchheim kam die Familie 1863 nach Tübingen. Hermann Kurz hatte eine Stelle als Unterbibliothekar in der Universitätsbibliothek auf dem Schloß angenommen. Schon früh erhielt Isolde Kurz eine umfassende Bildung. Mit Nachdruck sorgte ihre Mutter Marie dafür, daß ihre Tochter nicht etwa Stricken und Sticken lernte – der sonst übliche Betätigungsbereich höherer Töchter –, sondern durch verschiedene Privatlehrer in Griechisch, Latein, Italienisch, Mathematik, Französisch und Russisch unterrichtet wurde. Dieser humanistische Bildungskanon stand im 19. Jahrhundert ansonsten nur Männern zu. »Daß sie mich damit zu der umgebenden Spießermwelt in grellen Gegensatz brachte, focht sie nicht an,« erinnerte sich Isolde Kurz an ihre eigenwillige Mutter. So eckte die Tochter im engen Tübingen mit ihren unkonventionellen Ansichten, ihrer Kleidung und ihrem Verhalten recht bald an. Daß ihr dies ihre Jugend in Tübingen ordentlich »vergällte«, ist ihrer Autobiographie »Aus meinem Jugendland« deutlich anzumerken.

Isolde Kurz sah sich immer in einer Sonderstellung zu ihrer kleinkarierten Umwelt. Das fing schon bei ihrem ungewöhnlichen Namen an. Die Mutter habe unter die Sterne der Poesie gegriffen und für sie den Namen Isolde heruntergeholt, der ihr aus der Tristanbearbeitung des Schriftstellergatten teuer war, erinnerte sich die Tochter.

Zu Lebzeiten war Isolde Kurz bekannter als ihr Vater Hermann. In den fünfzig Jahren ihrer schriftstellerischen Tätigkeit schuf die unermüdliche Schreiberin



Isolde Kurz

manche Novelle sowie Gedichte und zahlreiche Erzählungen. Sie erschienen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften und wurden 1925 von Georg Müller als gesammelte Werke herausgegeben. Eine Kritik ihrer »Legende« im »Literarischen Echo« von 1921 faßt ihre schreiberischen Fähigkeiten und Grenzen am treffendsten zusammen: »Sie [die Legende] geben der jüngeren

Dichtergeneration ein Beispiel, was künstlerische Selbstzucht auch bei mangelnder schöpferischer Kraft zu leisten vermögen«¹⁹. Die Stärke von Isolde Kurz liegt in ihren Lebenserinnerungen. Ihre Biographien sind Monographien der Kultur- und Zeitgeschichte und spiegeln anschaulich ein unkonventionelles Frauenleben im vergangenen Jahrhundert. »Kaum dürfte je eine Frau niedriger gestanden haben als im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts,«²⁰ klagt die Schriftstellerin in ihrem Alterswerk »Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen«. Zur Frauenbewegung indes zählte sie nie, wenngleich sie diese Kämpferinnen als »tapfere Wegbereiterinnen« rühmte. In ihren Aphorismen steckt Zeitkritik, vor allem hinsichtlich der Rolle der Frau. Ein Beispiel: »Schwachheit des Weibes – Ja, sie ist unaussprechlich. Es gibt nurein Geschöpf, das schwächer ist – der Mann.«²¹ Obwohl unverheiratet bestand sie immer darauf, als Frau angeredet zu werden. Eine Gesellschaft der deutschen Botschaft in Italien verließ sie vorzeitig, weil sie in der Tischordnung als »lediges Fräulein« nach der jüngsten Diplomatingattin rangieren sollte.

Die Trinkgelage der Herren Studenten in Tübingen inspirierten sie zu einem Aufsatz, der leider nie über die vielversprechende Überschrift hinauskam: »Hat der Mann ein Seelenleben oder ist er nur ein Gefäß zur Aufnahme von Flüssigkeit?«²²

In ihrer Jugend setzte sie es durch, als einzige Frau im Akademischen Reitstall in Tübingen reiten zu dürfen, der als Einrichtung der Universität nur den dort Studierenden, d.h. also bis 1904 nur Männern, zugänglich war. Ihr alltägliches Anecken im spießig-engen Tübingen fand seinen Höhepunkt in ihrer Forderung, das Männerschwimmbad auf dem Wöhrd für Frauen zu öffnen. Der darauf folgende Entrüstungssturm gab mit den Anstoß zu ihrem Wegzug aus Tübingen. Ihren Tübinger Abschied gab sie 1877 bei der 400-Jahr-Feier der Universität. Beim Festzug kutschte sie den Festwagen, den vier Pferde zogen, als Muse verkleidet durch die engen Tübinger Gassen, die sie verließ, um bei ihrem Bruder in München und in Florenz zu leben. »Nach Pflege des Geistes und Körpers zu streben, galt als Emanzipiertheit und Eitelkeit und war überdies ein Zeichen mangelnder Hausfrauentugenden«²³, stellte sie im Alter in wissender Distanz fest. Erst an ihrem Lebensabend zog es sie wieder in die »Enge Krähwinkels« zurück, wie sie die Stadt ihrer Jugend einmal verbittert beschrieben hatte.

1913, aus Anlaß des 100. Geburtstages ihres Vaters, wurde ihr als erster Frau an der Universität Tübingen die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät verliehen. Stolz ließ sie sich fortan Frau Doktor Kurz nennen, nicht Fräulein, wohlgerne. 1944 starb Isolde Kurz im Tropengenesungsheim in Tübingen. Sie ist auf dem Tübinger Stadtfriedhof neben ihrem Vater begraben.



Tübinger Marktplatz um 1875

7 Rosina Klöblin – ein Frauenschicksal aus der Unterstadt

Rosina Klöblin gehört zu der Mehrheit der Frauen Tübingens, deren Leben sich nicht anhand von Würdigungen, Ehrentafeln oder Literatur rekonstruieren läßt. Einen »Namen« machte sich die Verkäuferin erst durch den traurigen Umstand, daß ihr Schicksal eine Prozeßakte füllte.

Rosina Klöblin arbeitete in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Verkäuferin in einem Konfektionsgeschäft am Marktplatz. Dort kaufte des öfteren der Pharmaziestudent Gottlob Karl Keppeler ein. Von ihm erhielt die 21jährige »Ladenjungfer« 1830 eine Einladung zur Lustnauer Kirchweih, die sie nicht annehmen konnte. Die Absage an den Tübinger Studenten überbrachte die Hausiererin Agnes Frank, die schon die schriftliche Einladung des Studenten zugestellt hatte. Ihr wurde auch die weitere Korrespondenz anvertraut, in welcher der Student in der Verkäuferin die Hoffnung auf eine baldige Heirat weckte. Einmal noch kam er persönlich in den Laden, nachdem Rosina Klöblin einen Brief durch eine andere Person hatte überbringen lassen,

fragte, auf was sie in ihrem Brief anspiele und bestritt, jemals selbst einen Brief geschrieben zu haben. Dies legte die Verkäuferin jedoch als Schüchternheit des Studenten aus. Nach Beendigung seines Studiums zog der Förstersohn weg aus Tübingen. Seine Briefe an Rosina Klöblin wurden weiterhin von der Hausiererin, einer Bekannten der Familie Keppeler, überbracht.

Doch nun änderte sich ihr Charakter. Die Liebesbeteuerungen waren bald mit Geldforderungen gepaart, denn der Keppeler steckte dauernd in Schwierigkeiten, die seine Reise nach Tübingen und damit die versprochene Heirat unmöglich machten und zu deren Behebung er dringend das Geld seiner Brieffreundin brauchte. Mit ihrem schmalen Gehalt, bald auch mit dem Geld ihrer Uracher Familie, kam die Verkäuferin diesen Forderungen immer prompt und zuverlässig nach. Für sie bedeutete der Briefwechsel ein Heiratsversprechen, das sie einerseits band, ihr aber auch schmeichelte: Der zukünftige Ehemann war schließlich ein Studierter. Diese Hoffnung auf eine gute Partie ließ sie jahrelang an den vermeintlichen Verlobten Geld schicken, den sie seit seinem Wegzug aus Tübingen nicht mehr gesehen hatte. Erst durch eine Todesanzeige Keppelers, aufgeben von seiner Witwe, flog der Schwindel auf. Über vierzehn Jahre lang war das Geld für den scheinbar in Geldnöten steckenden Keppeler in die Taschen der Hausiererin Agnes Frank geflossen, die sich die Liebesbriefe von einer professionellen Briefschreiberin in Lustnau hatte verfassen lassen. Insgesamt 6500 Gulden hatte sich Rosina Klöblin aus der Tasche ziehen lassen. Verarmt und ohne eine Aussicht auf Heirat gab sie während des Prozesses zu Protokoll: »Mein Lebensglück ist zerstört«.

Hier soll weder mit der Hausiererin Agnes Frank noch mit der gutgläubigen Verkäuferin aus wissender Distanz ins Gericht gegangen werden. Doch Prozeßakten sind teilweise die einzigen Dokumente, mit deren Hilfe sich Alltagsleben und Alltagsprobleme in einer Stadt rekonstruieren lassen. Die Prozeßakte Klöblin beispielsweise verdeutlicht recht anschaulich die Beziehungen zwischen Tübinger Studenten und den Frauen der Unterstadt. Diese betrachteten die Frauen aus der Unterstadt als Freiwild, geeignet für erste sexuelle Erfahrungen und kurze heimliche Liebschaften. Dabei nutzten sie schamlos die Hoffnungen aus, welche die Unterschichtsfrauen mit einer solchen Verbindung hegten, nämlich durch eine Ehe mit den privilegierten Akademikern der Enge und Armut der Unterstadt entfliehen zu können und eine höhere gesellschaftliche Stellung zu erklimmen. Doch diese Hoffnung war zumeist trügerisch. Die Studenten schürten sie zwar heftig, um ihre sexuellen Wünsche befriedigen zu können. Doch heirateten sie meist standesgemäß innerhalb ihrer gesellschaftlichen Schicht. Eine Rosina Klöblin kam dabei als Ehepartnerin kaum in Betracht.



Krumme Brücke um 1900

8 Unterstadtfrauen – alltäglicher Kampf gegen Armut und BürgerInnenhochmut

Beim Bürgerhospital an der Krumpfen Brücke stand der einzige Brunnen für die Unterstadt – bei insgesamt 16 Brunnen in Tübingen (Stand: vor der Verlegung der Wasserleitung 1878). Hier holten Frauen das Wasser, das sie im Haushalt benötigten: zum Waschen, Putzen, Kochen und um das Vieh zu tränken. Freie Zeit kannten die Unterstadtfrauen nicht. Sie erzogen die Kinder, halfen bei der Feldarbeit und putzten und wuschen nicht nur im eigenen Haushalt, sondern auch bei den sogenannten »besseren« Familien.

Das Schicksal der Unterstadtfrauen hatte mit dem der Frauen aus der Oberstadt wenig gemein. Es gab sogar handfeste Interessenskonflikte, die besonders krass zwischen den Wäscherinnen, die hier am Brunnen ihr Wasser holten, und den Frauen, für die sie wuschen, ausgekämpft wurden. Diese Auseinandersetzung läßt sich anhand von Leserbriefen in der »Tübinger Chronik« von 1846 rekonstruieren. Unter der Überschrift »Nachtheile bei der Hauswäsche« wird den Wäscherinnen aus der Unterstadt vorgeworfen, die Wäsche der Bürgerfamilien, die sie für Geld reinigten, mit den eigenen verschmutzten Kleidern zu vermengen. Dies erregte oberstädtischen Abscheu: »Es erscheint widerwärtig«, so war in der »Tübinger Chronik« zu lesen, »die Hauswäsche einer wohlhabenden Familie mit schmutziger Wäsche völlig fremder Personen vermischt zu sehen.«²⁴ Nachdrücklich setzte sich eine Wäscherin gegen diesen Vorwurf zur Wehr und gibt die Lebenssituation der Wäscherinnen zu bedenken: »Verständige Frauen bringen solche Sachen nicht in Erwähnung, weil sie wissen, daß der Lohn von 24 Kreuzern gering genug ist.«²⁵ Um die Höhe dieses Verdienstes richtig einschätzen zu können, muß man sich klarmachen, daß ein Laib Brot 1846 fast das Doppelte eines Wäscherinnenlohns kostete, nämlich 46 Kreuzer.

Waschen war neben der Weißnäherei die wohl gängigste Möglichkeit eines Zuverdienstes für verheiratete Frauen. Es war eine recht mühsame Arbeit außerdem, auch ohne die Konflikte mit den Bürgerfrauen. Nach mündlichen Berichten alter Tübinger dauerte der Waschvorgang vom Einweichen der Wäsche bis zum Aufhängen drei Tage. Abends wurde die Wäsche eingeweicht in Wasser mit Holzaschenlauge und blieb über Nacht in dem Bottich. Am nächsten Tag wurde jedes einzelne Wäschestück mit einer Bürste bearbeitet, in Wasser gekocht, jedes einzelne Stück nochmals auf dem Waschbrett bearbeitet, ein weiteres Mal mit heißem Wasser übergossen und über Nacht stehen gelassen. Am dritten Tag endlich wurde die Wäsche mehrmals gespült, eventuell gebleicht, ausgewrungen und schließlich aufgehängt.

Den Wäscherinnen wurde es auch von Seiten der Stadt nicht gerade leicht gemacht. Nachdem schon Goethe und andere große Geister über den Gestank und den dörflichen Charakter Tübingens die Nase gerümpft hatten, versuchte das Bürgertum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich, Tübingen einen eher städtischen Charakter zu geben. Und da störten neben Mist, Gestank und dem Geflügel auf der Straße vor allem die in den engen Gassen zum Trocknen aufgehängten Kleider. Am 1. Mai 1865 verbot die Stadtverwaltung das wilde Wäscheaufhängen in den Straßen. Unter anderem liest man folgende Begründung: »Es hat namentlich das Aushängen von Wäsche an den Häusern nicht nur bei jedem Fremden, der die hiesige Stadt besucht, Aufsehen



Krumme Brücke, Platz der Unteren Stadt

erregt, sondern auch Veranlassung zu spöttischen Bemerkungen gegeben, als sei das eine Besonderheit der hiesigen Stadt.«²⁶ So wurden die Wäscherinnen gezwungen, Trockenplätze zu mieten, was den ohnehin geringen Lohn noch zusätzlich schmälerte.

Doch damit nicht genug der Mühsal. Auch die Studenten und ihre Zahlungsmoral machten den Wäscherinnen aus der Unterstadt das Leben schwer. Bis 1865 erlaubte ein Kreditgesetz den Studenten, während des laufenden Semesters unbezahlte Rechnungen anzuhäufen. Erst im darauffolgenden Semester wurden sie von der Universität angehalten, die Schulden, die sie bei Handwerkern, Kneipenbesitzern und sonstwo gemacht hatten, zurückzuzahlen. Unter diese Regelung fiel auch das Waschgeld, von dem die Wäscherinnen also oft ein halbes Jahr lang nichts sahen. Und es kam nicht selten vor, daß die Herren Studenten am Ende ihres Studiums aus Tübingen verschwanden, ohne ihre Schulden bezahlt zu haben.

So trugen klassen- und geschlechtsspezifische Konflikte wie die geschilderten mit dazu bei, daß der mühsam über drei Tage erarbeitete Verdienst der Wäscherinnen noch geschmälert wurde.

9 Mathilde Weber – frauenbewegt und sozial engagiert

»Gewöhnlich trug sie ein dunkles Kapottschen auf dem gescheidelten Haar, über ihrem schlichten Schneiderkleid eine schwarze Mantille und beim Gehen stützte sie sich auf ihren grauen Entoutcas.« *»Eine aufrechte, stattliche Frauengestalt mit fast männlichen Zügen und wunderschönen blauen Augen.«*²⁷ war – in der Erinnerung einer alten Tübingerin – die Frau gewesen, die in der Weberstraße das Weberstift, ein Doppelhaus mit kleinen Wohnungen und Gärtchen für bedürftige alte, alleinstehende Frauen zu billigsten Mietpreisen gründete. Die Straße und auch das Stift sind benannt nach Mathilde Weber, die zwischen 1854 und 1901 in Tübingen lebte. Den Platz für dieses Altenheim hatte die Stadt zur Verfügung gestellt. Den Hausbau sowie weitere soziale Unternehmungen finanzierte Mathilde Weber mit den Eintrittsgeldern von Vorlesungen. Sie hatte über 20 Jahre lang eine Art Volkshochschule für bürgerliche Frauen organisiert, in der Tübinger Professoren populärwissenschaftliche Vorträge hielten. Ein weiteres Frauenheim dieser Art, das aber erst nach ihrem Tode 1901 bezogen wurde, gründete sie in der Südstadt, in der Hechinger Straße.

Geboren wurde Mathilde Walz 1829 auf einem Gut bei Ellwangen. 21jährig heiratete sie den akademisch ausgebildeten Landwirt Heinrich Weber. Als ihr Mann 1854 einen Ruf als Professor für Land- und Forstwirtschaft an die Universität Tübingen erhielt, siedelte die Familie nach Tübingen über, wohnte zuerst auf dem Hofgut Bläsiberg, von 1872 an in der Neckarhalde 52.

Auslöser für Mathilde Webers Wohlfahrtsarbeit und ihr Engagement in der bürgerlichen Frauenbewegung war ein Artikel in den »Neuen Bahnen«, dem Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADFV). Sie korrespondierte daraufhin mit der Vorsitzenden Luise Otto-Peters und nahm 1869 erstmals an der Jahresversammlung des ADFV in Kassel teil. Dort wurde sie sofort in den Vorstand gewählt, dem sie bis 1900 angehörte.

Neben ihrem agitatorischen Engagement für die Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung widmete sie sich den sozialen Belangen der Zeit. Ihre ehrenamtliche Arbeit hatte mehrere Schwerpunkte: Neben der sozialen Wohlfahrtspflege galt ihr Interesse der Dienstbotinnenfrage, der Krankenpflege und dem Medizinstudium der Frauen.

Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 gründete sie einen Sanitätsverein und setzte durch, daß sie zusammen mit anderen Frauen zum Lazarettendienst zugelassen wurde. Diese Arbeit war von ihrer vaterländischen Begeisterung



Frauenheim mit Aussicht, Postkarte um 1900

getragen. Sie wollte – wie sie später in den »Lazarettbildern« schrieb – »den hohen Heldenmut, das edle Dulden und die großartige Selbstbeherrschung der deutschen Heldensöhne«²⁸ unterstützen. Sie wollte aber auch mit dem Sanitätsverein den Frauen ein ihnen »natürlich zustehendes Wirkungsgebiet« erkämpfen.

Achtzehn Jahre später griff sie in der Schrift »Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit« diesen Gedanken wieder auf und forderte die medizinische Versorgung von Frauen durch Frauen. Diese Schrift war einer Petition des ADFV an die Regierungen der deutschen Einzelstaaten beigelegt, in der die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin verlangt wurde. Für Mathilde Weber resultierte diese Forderung nach Ärztinnen für Frauenheilkunde aus der Einsicht, daß ein Großteil der Frauen aus weiblichem Schamgefühl davor zurückschreckte, sich einem Frauenarzt anzuvertrauen und auch bei schweren Geburten auf die Hinzuziehung eines Frauenarztes verzichtete. Erst ein Jahrzehnt später fand ihre Forderung in den Landtagen und im Reichstag Gehör, und Frauen wurden zum Studium (zwischen 1900 und 1909) und zu den medizinischen Staatsexamina (1899) zugelassen.

Die berufliche Förderung der weiblichen Hausangestellten war ein weiteres Anliegen Mathilde Webers. Auf dem Hofgut Bläsiberg bemühte sie sich um die



Mathilde Weber, um 1860

Weiterbildung ihrer Angestellten. Sie las ihren Bediensteten vor, »wobei sie« – so wird berichtet – »alle vorkommenden wichtigen vaterländischen Ereignisse mit dem Personal besprach«²⁹. In ihrem Tübinger Haus unterwies sie in einem dreimonatigen Kurs Dienstbotinnen im hauswirtschaftlichen Arbeiten. Obwohl dies bei den Ehefrauen der Tübinger Professoren Anstoß erregte, stellten diese Frauen die von Mathilde Weber ausgebildeten Dienstbotinnen bevorzugt ein.

Neben diesen Unternehmungen gründete sie noch einen Kindergarten in der Weststadt, eine Näh- und Strickschule, eine Frauenarbeitsschule und einen Sonntagsverein für konfirmierte Mädchen. Der ebenfalls von ihr initiierte Hilfs- und Marthaverein hatte die Aufgabe, die Versorgung der UnterstadtbewohnerInnen mit Lebensmitteln zu gewährleisten. Der Mittwochsverein diente ausschließlich der Agitation für die Ziele der Frauenbewegung.

Mit diesen vielfältigen Vereinsgründungen und sozialen Aktivitäten verfolgte Mathilde Weber ein sozialpolitisches Ziel. Ihre Wohltätigkeitsarbeit verstand sie nicht nur als materielle Hilfe, sondern sie wollte auch auf die Menschen einen »psychisch veredlenden Eindruck machen.«³⁰ Die Ausbildung der Dienstbotinnen lag ihr nicht nur deshalb am Herzen, weil sie eine gut ausgebildete Kraft in ihrem Haushalt haben wollte. Die weiblichen Dienstboten sollten ihrer Vorstellung nach auch einen Beitrag zur Lösung der sozialen Probleme leisten. Die Dienstbotin sei, so die Auffassung von Mathilde Weber, eine wichtige Kulturträgerin, denn sie sei ein Verbindungsglied zwischen sich fernstehenden Ständen. Da sie üblicherweise mit einem Mann aus der Unterschicht verheiratet sei, wirke der Einfluß des bürgerlichen Haushalts weiter und helfe den Klassenhaß zu verhindern oder doch zu mäßigen, nicht zuletzt auch deshalb, weil das richtig geschulte Dienstmädchen den eigenen Haushalt auch gut und rationell führe und dem Ehemann bei aller Kargheit ein gemütliches Zuhause bieten könne.

Das gemütliche Zuhause findet sich auch in Webers Ansichten über die Berufsarbeit der Frau wieder. Der Idealberuf der Frau sollte ihrer Meinung nach der der Hausfrau und Mutter sein. Ihr Ziel war, daß keine Frau es mehr nötig haben solle, außerhalb des Hauses bei der Erwerbsarbeit mitzuhelfen und sich vielmehr ganz ihren häuslichen und familialen Pflichten widmen könne. Aber wenn Frauen arbeiten müßten, dann sollten die wenigen Berufe, die ihnen offen standen, aufgewertet werden.

Der Gemeinderat der Stadt Tübingen dankte ihr das sozial-karitative, ehrenamtliche Engagement 1899 mit dem Titel »Wohltäterin der Stadt«. Doch die nach ihrem Tod (21.6.1901) geplante Gedenktafel, die an ihrem Wohnhaus in der Neckarhalde angebracht werden sollte, läßt sich nicht auffinden.



Kinder aus dem Heim an der Fronsbbergstraße

10 Kinderheim in der Fronsbbergstraße – eine Heimat für uneheliche Kinder

Nicht für alle Tübinger BürgerInnen erklangen im vergangenen Jahrhundert die Hochzeitsglocken. Bis 1870 bestimmte das Bürgerrechtsgesetz von 1833: »Ein Gemeinde-Bürger hat sich vor seiner Verehelichung gegen die Gemeinde-Obrigkeit über einen genügenden Nahrungsstand auszuweisen.«³¹ Da die Heirat an ein gewisses Vermögen gebunden war, wurde die Stadtkasse nicht mit der Unterstützung verarmter Menschen und deren Kinder belastet. Was für die Stadt ein enormer Vorteil war, wurde zu einem Desaster für die Frauen, denn die Folgen dieses reglementierenden städtischen Eingriffs in die Privatsphäre der Bürger hatten sie zu tragen. Die Kinder wurden eben nicht mehr mit amtlichem Segen, sondern unehelich geboren, verbunden mit allen sozialen, gesellschaftlichen und materiellen Schwierigkeiten für die Frauen.

Zahlreiche Abtreibungs- und Kindsmordprozesse im 19. Jahrhundert zeigen die verzweifelte Situation vor allem von ledigen Frauen aus der Unterschicht,



TÜBINGEN Säuglingsheim

Hier ist für mich ein, wie ich
in fünf Wochen bekannt war
begeben. Mithin hier ist
mit der Mutter, der Mutter
mit. Person hatte ich Leipzig
von für fünf. Die Mutter
mit und meine Mutter
in. meine Kinder haben
sich nach fünf Jahren.
so. Eine Person.

Postkarte um 1920

die sich weitere Kinder nicht leisten konnten oder auch die soziale Ächtung als ledige Mutter fürchteten. Und obwohl ihnen drakonische Strafen drohten, wußten viele Frauen keinen anderen Ausweg als Abtreibung oder Kindsmord. Wie wenig die öffentliche Meinung die soziale Situation der Mütter berücksichtigte und wie gnadenlos sie mit ihnen ins Gericht ging, verdeutlichen Zeitungsberichte über Kindsmordprozesse aus den Jahren 1851 und 1864:

»Den 22. April 1851

Vorige Woche wurde eine des Kindsmords verdächtige ledige Weibsperson von Dußlingen an das hiesige O.[ber]-A.[mts]-Gericht abgeliefert. – Dieselbe soll schon 4 uneheliche Kinder geboren und das jüngste derselben, welches 1 Jahr alt ist, durch fortgesetzte Mißhandlungen um's Leben gebracht haben. – Es streitet gegen alles menschliche Gefühl, wenn man hört, daß eine Mutter ihr armes hilfloses Kind so mißhandelt, daß ihm das eine Aermchen zwei Mal, das andere 1 Mal und außerdem noch 3 Rippen gebrochen sind. – Da die entartete Mutter das Würmchen ohne ärztliche Behandlung und Pflege ließ, so mußte das gebrochen Aermchen im hiesigen Krankenhause nochmals gebrochen und wieder eingerichtet werden, wobei das Kind eine wunderbare Geduld bewiesen haben soll. – Endlich setzte die unnatürliche Mutter in Gemeinschaft mit ihrem Zuhälter (der nun flüchtig ist) den Leiden des unglücklichen Kindes an seinem Geburtstag (dem Gründonnerstag) ein Ziel, indem dasselbe als ein wahres Osterlamm den erlittenen Mißhandlungen erlag und von seinem himmlischen Vater in das bessere Jenseits heimgeholt wurde. – Das Scheusal von einer Mutter aber sieht vor dem nächsten Schwurgerichte der verdienten zeitlichen Strafe entgegen. –«³²

»Den 2. Nov. [1864]

Gestern Morgen zogen zwei Frauen aus dem Pumpbrunnen bei der Kleemeistereei ein neugeborenes Kind weiblichen Geschlechts heraus, das in ein Tuch gewickelt war und schon über 8 Tage im Wasser gelegen sein mag. Der Verdacht, dasselbe dorthin geworfen zu haben, lenkte sich auf die Tochter des in der Nähe wohnenden Weingärtners C. Dannenmann, welche in gerichtliche Haft genommen worden ist. Die unnatürliche Mutter, welche ihr Kind auf solche Weise ums Leben bringen konnte, ist um so strafbarer, als sie durch das Werfen desselben in einen Brunnen, dessen Wasser zum Trinken und Kochen benützt wird, auch die Gesundheit und das Leben ihrer Mitmenschen gefährdete.«³³

Mit der Gründung eines Säuglingsheims in der Frondsbergstraße besserte sich die Situation der ledigen Mütter und ihrer Kinder etwas. Die Idee hatten zwei adlige Frauen. Eveline Gräfin zu Castell-Rüdenhausen und Olga Gräfin von



Eingangsfassade der Kinderheimat

Üxküll, eine Hofdame der württembergischen Königin, wollten die soziale Ächtung und materielle Not lediger Mütter lindern sowie die Kindsmordrate in Tübingen senken. Sie planten ein Heim für Säuglinge, in dem ledige berufstätige Mütter die Möglichkeit hatten, ihre Kinder in den ersten Jahren unterzubringen. Zunächst begannen sie mit einem angemieteten bescheidenen Bauernhäuschen in der Käsenbachstraße 7, einem Heim, in dem fünf Kinder Unterkunft fanden. Bald erwies sich diese Unterkunft als zu eng. Als das württembergische Königshaus aus der Silberhochzeitsspende der Königin 100 000 Mark für die »Kinderheimat« zur Verfügung stellte, wurde ein Neubau in der Fronsbachstraße geplant. Am 26. Juli 1913 wurde er im Beisein der Königin eingeweiht. 1934 waren es bereits um die 40 Kinder, die in dem Haus Unterschlupf fanden. Meist verließen die Kinder das Heim vor dem schulpflichtigen Alter. Entweder hatten die Mütter nun die Möglichkeit und die Mittel, sich um sie zu kümmern, oder sie hatten Adoptiveltern gefunden.

11 Das erste Tübinger Frauenzentrum – ein Raum für uns alleine

*»Und nun bemühen sich die Mädchen
Zu finden ein bescheiden Plätzchen
Wo öfters man zusammenkommt
Berät, was allen nützt u. freut
Wo man auch singen kann und lachen
Und sonst viel schöne Dingen machen.
An der Ammer ein kleines Gartenhaus
Das wählten sie sich dazu aus;*

*Zwar ist nicht wasserdicht die Decke
Auch zeigt zu eng sich das Gehege.
Wenn's regnet sitzen die drinnen naß,
Wer innen nicht Platz fand, ja nun, der fand
halt außen mit seinem Schirm hoch
S' dünkt ihnen doch ein prächtig »château«.
Doch so konnt's dauernd nicht weitergehen
Man tät sich nach was besserem sehen.«³⁴*

Ein Gartenhäuschen in der Herrenberger Straße 9, auf dem Gelände der Gärtnerei Haug, war das erste Vereinsheim des Vereins Tübinger Studentinnen (VTSt). Zu diesem Verein hatten sich im Sommersemester 1910 einundzwanzig Studentinnen und fünf Hörerinnen zusammengeschlossen.

Der Verein verstand sich als Zweckvereinigung aller Tübinger Studentinnen. Sein Ziel war die Förderung gemeinsamer Interessen sowie die Beratung studierender Frauen. Er wollte sowohl als Standesvertretung der Studentinnen als auch als ein Teil der akademischen Frauenbewegung angesehen werden und wurde deshalb Mitglied in der Tübinger Ortsgruppe des Vereins »Frauenbildung – Frauenstudium«. 1911 trat er dem reichsweiten »Verband der Studentinnenvereine Deutschlands« bei.

Die Vereinsstrukturen orientierten sich an denen der Studentenverbindungen. Die Aktivitas – das waren alle Studentinnen in ihren ersten drei Vereinssemestern – war verpflichtet, an allen Veranstaltungen teilzunehmen. Den älteren Vereinsmitgliedern gegenüber waren die Damen nicht so streng. Ein Fehlen bei den Vereinsveranstaltungen mußte »unter Angabe von Gründen« beim Vorstand angezeigt werden. Zuspätkommen wurde mit einer Geldstrafe von 30



Das erste Tübinger Frauenzentrum, Herrenberger Straße 9

Pfennigen gehandelt. Ebenso war es verboten, offizielle Veranstaltungen vor 22 Uhr zu verlassen.

In Anlehnung an das »Fuchsentum« der männlichen Korporationen hatte der Studentinnenverein einen »Intimaparagraph« in seine Satzung aufgenommen. Jedes neu eintretende Mitglied hatte sich aus dem Kreis der älteren Vereinsmitglieder eine »Intima« zu wählen. Diese stand der Jüngerer in allen Fragen der Studien- und Lebensplanung sowie des Vereins- und Hochschullebens mit Rat und Tat zur Seite.

Ein weiteres Kennzeichen für den Korporationscharakter des Vereins war die Gründung eines »Altenvereins« 1913. Die Alten Damen – ehemalige Studentinnen – standen der Aktivitas ideell und finanziell zur Seite, vergleichbar mit dem Verhältnis »Alte Herren – Studenten« bei den Männerverbindungen.

Der Verein war auch bestrebt, ein geselliger Ort für die Studentinnen der alma mater tubingensis zu sein. Neben den Vereinsversammlungen, in denen vorwiegend Organisationsfragen verhandelt wurden, spielten die Vereinsabende, bei denen musiziert, gesungen, vorgelesen und Vorträge gehört wurden, eine

zentrale Rolle. Auswärtige Referentinnen wie auch Frauen der Stadt wurden eingeladen und berichteten über die Aktivitäten der Frauenbewegung, wie z.B. die große Frauenausstellung 1912 in Berlin, die Auseinandersetzungen über das Wahlrecht für Frauen und die Probleme studierender Frauen. Neben diesen Veranstaltungen trafen sich die Studentinnen noch zum wöchentlichen Tee-nachmittag, gingen gemeinsam zu Turn-, Tennis- und Reitstunden, wanderten und liefen Schlittschuh beim Akademischen Schneeschuhverein (Schlittschuhverein der Studierenden). Höhepunkt der Geselligkeit war das jährliche Stiftungs- bzw. Sommerfest. Fand dieses in den ersten beiden Jahren noch im kleinen Kreis statt (Nur die »Alten Damen« waren zur Kahnfahrt auf dem Neckar, zum Budenkaffee, zum Musikreiten, zur Spuzfahrt nach Bad Niedernau und zum abendlichen Fest im Vereinsheim eingeladen.), so wurde das Sommerfest 1913 um einen offiziellen Teil erweitert. Im »Museum« feierte der VTSt mit »70 Damen der Stadt«³⁵: mit Reden, Sketchen und Theateraufführungen wiesen die Mitglieder auf ihre Schwierigkeiten als studierende Frauen hin.

Das Gartenhaus in der Herrenberger Straße 9 wurde bald zu klein. »So begann dann die Periode der Wohnungsnot. Die Tübinger Hausfrauen rissen sich leider nicht um die Ehre, uns zu beherbergen; denn wer konnte wissen, was so ein Verein nicht alles anstellen würde – überhaupt ein Verein, und gar von Fräulein! 'Nein, da nehmen wir doch lieber »Herren«!'«³⁶ Nach einer zweijährigen Odyssee durch den Tübinger Wohnungsmarkt fanden sie auf dem Föhrberg eine Fünf-Zimmer-Wohnung. 1919 zog der Verein in die Österbergsstraße um. Dieses Domizil behielt er bis zu seiner Auflösung 1934 bei.

Anmerkungen

- 1 Wildermuth 1854, S. 41.
- 2 Bloss 1929, S. 156f.
- 3 Wildermuth 1986, S. 36.
- 4 Zitiert nach Vollmer 1950, S. 370.
- 5 Bloss 1929, S. 158f.
- 6 Zitiert nach Kienitz 1987.
- 7 Amts- und Intelligenzblatt 1851.
- 8 Kurz 1919, S. 233.
- 9 Zitiert nach Kretschmer 1969, S. 81.
- 10 Kleinberger 1980, S. 18.
- 11 StA Tübingen A 150/5102/1.
- 12 Ebd.
- 13 Desselberger 1916, S. 55.
- 14 Ebd., S. 56.
- 15 Fischer 1919, S. 69.
- 16 Eßlinger Schnellpost, 30.12.1848.
- 17 Rothes Album, Stadtmuseum Reutlingen Inv.-Nr. 1988/377.
- 18 Kurz 1938, S. 121.
- 19 Michaelis 1921, S. 79.
- 20 Zitiert nach Koenig-Warthausen 1972, S. 336.
- 21 Kurz 1905, S. 41.
- 22 Kurz 1919, S. 209.
- 23 Zitiert nach Koenig-Warthausen 1972, S. 336.
- 24 Tübinger Chronik, 20.3.1846.
- 25 Tübinger Chronik, 9.4.1846.
- 26 Tübinger Chronik, 16.5.1865.
- 27 Kramer 1972, S. 310.
- 28 Zitiert nach Kramer 1972, S. 298.
- 29 Zitiert nach Kramer 1972, S. 296.
- 30 Zitiert nach Kramer 1972, S. 302.
- 31 Bürgerrechtsgesetz vom 4.2.1833, Art. 42.
- 32 Tübinger Chronik, 22.4.1851.
- 33 Tübinger Chronik, 2.11.1864.
- 34 Privatbesitz Glaser.
- 35 Die Studentin 2 (1913), Nr. 11.
- 36 Plieninger 1913, S. 7.

Literatur:

nicht nur Zitationsnachweis, auch zum Weiterlesen

AG Frauenarbeit in der Geschichte (Hrsg.): Trotz Fleiß kein Preis. Historischer Stadtrundgang: Arbeits- und Lebensweise von Hamburger Frauen im 18. Jhd. Hamburg 1985.

Arbeitsgemeinschaft Frauengeschichte (Hrsg.): Bonner Frauengeschichte. Ein Stadtrundgang. Bonn o.J.

Arbeitsgruppe Historischer Stadtrundgang: »O Charlottenburg, du frauenfreundlichste unter den Städten ...«? Wege zur Frauengeschichte Charlottenburgs 1850 – 1930. Berlin 1989.

Bausinger, Hermann, u.a.: Das andere Tübingen. Kultur und Lebensweise der Unteren Stadt im 19. Jahrhundert. Tübingen 1978.

Bender, Jochen: Mathilde Weber. In: Der Kreis Tübingen. Stuttgart 1988, S. 216 f.

Blos, Anna: Frauen der deutschen Revolution 1848. Dresden 1929.

Blos, Anna: Frauen in Schwaben. 15 Lebensbilder. Stuttgart 1929.

Desselberger, Julius: Geschichte des höheren Mädchenschulwesens in Württemberg. o.O. 1916.

Die Studentin. Verband der Studentinnenvereine Deutschlands. 2 (1913), Heft 11.

Dohm, Hedwig: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau. Berlin 1874/ Reprint Zürich 1872.

Eberhardt, Hedwig: Das Tübinger Badewesen in der Vergangenheit. In: Tübinger Blätter 1951, S. 7 – 13.

Fischer, E.: Erinnerungsbücher von Isolde Kurz. In: Kunstwart und Kulturwart 33 III, 1919/20, S. 68 – 71.

Guttman, Barbara: Spurensuche durch die Geschichte von Frauen in Pforzheim. Pforzheim 1990.

Hummel-Haasis, Gerlinde (Hrsg.): Schwestern zerreißt eure Ketten. Zeugnisse zur Geschichte der Frauen in der Revolution von 1848/49. München 1982.

Jens, Walter: Eine deutsche Universität – 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. München 1977.

Kienitz, Sabine: Beinahe nur eine Ottilienruhe. In: Schwäbisches Tagblatt, 10.8.1987.

Kleinberger, Aharon F.: Gab es eine nationalsozialistische Hochschulpolitik? In: Heinemann, Manfred (Hrsg.): Erziehung und Schulung im Dritten Reich, Teil 2. Hochschule, Erwachsenenbildung. Stuttgart 1980, S. 9 – 30.

Koenig-Warthausen, Gabriele Freiin von: Isolde Kurz. Dichterin. In: Uhland,

- Robert (Hrsg.): Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd. 12. Stuttgart 1972, S. 329 – 362.
- Koerner, Marianne: Auf die Spur gekommen. Frauengeschichte in Göttingen. Neustadt 1989.
- Kramer, Carla: Mathilde Weber geb. Walz. Schriftstellerin, Vorkämpferin der Frauenbewegung. 1829 – 1901. In: Uhland, Robert (Hrsg.): Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd. 13. Stuttgart 1972, S. 291 – 313.
- Krause-Bäcker, Johann Otto: Geschichte eines Tübinger Gartens und seiner Gartenhäuser. Tübingen 1989 (Ms.).
- Kretschmer, Johanna: Maria von Linden – die erste Studentin der Universität Tübingen. In: Attempto, Heft 33/34, Tübingen 1969, S. 77 – 88.
- Kurz, Isolde: Aus meinem Jugendland. Stuttgart 1919.
- Kurz, Isolde: Hermann Kurz. München 1906.
- Kurz, Isolde: Meine Mutter. Tübingen 1926.
- Kurz, Isolde: Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Tübingen 1938.
- Lang, Hans-Joachim: Rosina Klöblin: Mein Lebensglück ist zerstört. In: Schwäbisches Tagblatt, 31.12.1982.
- Lipp, Carola (Hrsg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution von 1848/49. Baden-Baden 1986.
- Michaelis, Hein: Frauenbücher. In: Das literarische Echo 24 (1921/22), Sp. 79 – 93.
- Moltmann-Wendel, Elisabeth: Gralshüterin deutscher Innerlichkeit. In: Schwäbisches Tagblatt, 12.6.1972.
- Onodi, Marion: Isolde Kurz. Leben und Prosawerk als Ausdruck zeitgenössischer und menschlich-individueller Situation von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1989.
- Pliening, Hanna: Heim des Vereins Tübinger Studentinnen. In: Die Studentin 2 (1913), Heft 8, S. 7.
- Stadt Reutlingen (Hrsg.): »Ich bin zwischen die Zeiten gefallen«. Hermann Kurz. Reutlingen 1988.
- Vollmer, Vera: Otilie Wildermuth. Dichterin und Schriftstellerin. In: Schwäbische Lebensbilder. Bd. V. Stuttgart 1950, S. 354 – 378.
- Weber, Mathilde: Ärztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Tübingen 1888 – 1893 (5 Auflagen).
- Weber, Mathilde: Lazarettbilder. Aus dem Tagebuch der Vorsteherin eines Sanitätsvereins im Kriegsjahr 1870/71. Tübingen 1888.
- Wildermuth, Rosemarie (Bearb.): Otilie Wildermuth 1817 – 1877. Marbacher Magazin 37/1986 [Ausstellungskatalog]. Marbach 1986.
- Wildermuth, Otilie: Lebenswege – krumme und gerade. Erzählungen von

Otilie Wildermuth: Bearb. und zusammengestellt von Rosemarie Wildermuth. Mühlacker 1987.

Wildermuth, Otilie: Gestalten aus der Alltagswelt. In: Dies.: Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben. Stuttgart 1854.

Wildermuth, Otilie: Bilder und Geschichten aus Schwaben mit den schwäbischen Pfarrhäusern. Hrsg. von Rosemarie Wildermuth. Stuttgart 1977.

Wildermuth, Rosemarie (Hrsg.): Ach, die Poesie im Leben ... Otilie Wildermuths Briefwechsel mit ihrem Sohn Hermann 1865 – 1877. Pfullingen 1979.

Bildnachweis

Achim Heinrichs: Umschlag S. 1, 11, 13, 14, 17, 21, 23, 30, 37, 40, 44, 45, 47

Heimatmuseum Reutlingen: S. 28

Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.: S. 26, 29, 31

Universitätsarchiv Tübingen: S. 19

Universitätsstadt Tübingen, Fotosammlung: S. 15, 16, 18, 22, 33, 35, 39, 42, 43